

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolting in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 60 Pf.
 Inserate jeder Art pro 1000 Mal 80 Pf.

Inhalt:

Großpreußen oder Deutschland? Von A. Funk. — Festlegung des Oster- und Pfingstfestes. Von A. Buchau. — Neue Hypothese über das Wesen der Elektrizität. — Literatur und Kunst: Wolke's militärische Correspondenz. Von Immanuel Rosenfeld. — Steuern wie einer Epoche der Nyktal zu? Von Curt Grottelwig. — Feuilleton: Eine Schulrevision. — Aus der Hauptstadt: Der ewige Parabos. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Die Ausstellung der „XI“. Von Cornélius Gurllit. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Großpreußen oder Deutschland?

Von A. Funk.

Der jüngst verstorbene Agarde entfernte sich in seinen Schriften zwar manchmal etwas zu sehr vom Boden der gegebenen Thatsachen und Verhältnisse, und er ließ gar zu gern seiner Phantasie die Fägel schießen, aber er äußerte doch auch manchen treffenden, vernünftigen Gedanken. Zu diesen rechnet die Aeußerung, daß unsere deutschen Könige (Bayern, Sachsen, Württemberg) in ihrem eigenen Interesse und zum Wohle Deutschlands eine Ständeserhöhung für sich beantragen müßten, eine Erhebung von der Königswürde zur — Herzogswürde. Er begründet den Vorschlag damit, daß z. B. ein Herzog von Bayern, der als Stellvertreter des Kaisers von Deutschland und im Namen des Kaisers handle, offenbar zehn Mal mehr gelte und auch sei als ein bloßer König. Sobald man sich die Sache wirklich überlegt, erkennt man die Nichtigkeit sofort, man denke nur z. B. an den „König“ von Serbien, um nicht zu erinnern an King Bess in Afrika oder — Königsreich Stumm. Bayern wiegt nur mit als ein Glied des mächtigen deutschen Reiches, für sich allein ist es eine „quantité négligeable“ im „europäischen Gleichgewicht.“ Im Rath der deutschen Stämme zählt Bayerns Stimme, da sie etwa ein Zehntel des Ganzen beträgt. Deutschlands Wort kann nicht ungehört verhallen in Europa, da es ein Sechstel des Ganzen vertritt. So ist Bayern mittelbar eine europäische Großmacht! Selbst ist der Mann, und der Starke ist am mächtigsten allein, doch der Schwache kann nur wirken, wenn er sich mit Mehreren vereint, die ein einzig Volk von Brüdern bilden, und in keiner Noth sich trennen und Gefahr.

Das klingt vielleicht wie eine Rede gegen den „Particularismus“, und für einen freiwilligen Selbstmord der Kleinstaaten zu Gunsten Preußens. Das liegt aber durchaus nicht in unserer Absicht. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß jedes unerfreuliche Auftauchen particularistischer Bestrebungen (z. B. die heftige „Rechtspartei“ in Kassel im vorigen Jahre) nur eine wohl begründete Reaction ist gegen Mißgriffe und Uebergriffe zu Gunsten einer übermäßigen Centralisation. Wir sind ferner der Ansicht, daß Bismarck ganz Recht hatte, als er sagte, daß zwar jeder Particularismus gefährlich sei, daß aber die schlimmste und gefährlichste Sorte von allen der bairische Particularismus sei. Im ganzen nichtpreußischen Deutschland fürchtet man sich, wenn auch zum Theil sehr mit Unrecht, vor dem Gespenst eines Großpreußens. Ja man kann stellenweise sogar beobachten, wie diese Preußenfurcht sich zur Berlinerfurcht verdichtet. Deshalb gerade der preußische Parti-

cularist am verderblichsten ist, ist leicht zu errathen. Erstens hat er wirklich die Macht, die anderen zu unterdrücken und zu zwingen, während ein bayerischer Sonderling (= Particularist) im schlimmsten Falle innerhalb der eigenen Grenzpfähle mit seinen Sondergelüsten hausen kann. Zweitens ist der preußische Sondergeist, eben weil er die Macht hat, auch gefürchtet, und kann so tiefgehende Bestimmungen und folgenschwere Erbitterung herbeiführen.

Kein Kenner der Geschichte kann leugnen, daß durch Preußen erst Deutschland groß gemacht ist. Aber Preußen sollte niemals vergessen, daß es heute als Preußen (d. h. ohne das übrige Deutschland) doch herzlich wenig zu sagen haben würde. Man kann es geradezu behaupten, daß ohne die „Kleinstaaten“ Preußen selbst fast ein Kleinstaat wäre, oder wenigstens im heutigen europäischen Kanonen-Concert zur Ohnmacht, zum willenlosen Gehorsam gegen Wink von der Neva verurtheilt wäre. Die Rechnung ist nach der letzten Volkszählung ziemlich einfach: Preußen zählt 80 Millionen, die anderen Staaten zusammen 20, das ganze Deutschland also 50. — 20 Millionen an sich mag wenig sein, aber als Differenz sind diese 20 ein großer, ein gewaltiger Unterschied. Mit seinen 80 Millionen erreicht Preußen kaum die Einwohnerzahl Italiens, der letzten, sechsten, vollkärnsten Großmacht.

Niemand wird wünschen, daß Deutschland ein bunter Staatenbund von 100 winzigen Kleinstaaten wäre. Es ist vielmehr gut und segensreich, daß ein mächtiger Wille da ist, der in jedem Augenblick das nöthige Schwergewicht besitzt, um das Ganze vor dem Auseinanderfallen kräftig zu bewahren. Es fragt sich aber, ob Preußens Wille so übermächtig ist, um den anderen Staaten muthwillig seine Gesetze aufzuzwingen zu können. Das ist nicht der Fall! Denn in Preußen selbst ist eine beträchtliche Menge von Particularisten, und zwar anti-preußischer Particularisten, namentlich die Polen Posen's, die Welfen Hannovers, auch die Rechtsheffen u. s. w. Diese würden sicherlich gegen alle großpreußischen Bestrebungen entschiedene Front machen. Dadurch aber verliere Preußen noch 5 Millionen, und die Wagschalen ständen dann völlig gleich, 25 gegen 25 Millionen! Dazu kommt noch, daß eine der stärksten Parteien, das Centrum, eine große Neigung hat, den Particularismus zu beschützen, eher etwas zu viel als etwas zu wenig. Also an ein Großpreußen ist vorläufig wenigstens nicht zu denken. Das einzige Mittel, um für Großpreußen Stimmung zu machen, wäre — eine scheinbare Unterdrückung des extremsten, unsinnigsten Particularismus, wie er z. B. vor wenigen Monaten einmal bei einem süddeutschen ultramontanen Blätchen zum allgemeinen Entsetzen ausbrach. In dem Streite

nischen Inseln zu bemächtigen, stieß in Wien auf Schwierigkeiten, weil man fürchtete, England zu sehr zu reizen. Auch die Verhältnisse in Deutschland selbst bereiteten mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten. Das ganze Geseh der Bundestagsverhältnisse, die Unmöglichkeit der Bundes-Kriegsverfassung, die Widerwärtigkeit der absoluten Kleinstaaterel — Alles dies tritt uns nochmals scharf vor Augen, um so eindringlicher, da Moltke nicht kritisiert, sondern einfach die Thatfachen reden läßt. Wir verweisen auf die an den König gerichteten Berichte Moltke's über die Verhandlungen der Militärconferenz in Frankfurt a. M. Es wird durch einen Bericht Moltke's an den König vom 17. Januar 1864 zum ersten Male genauer bekannt, daß man um jene Zeit noch mit der Möglichkeit eines bewaffneten Widerstandes Hannovers gegen den Durchzug preussischer Truppen zu rechnen hatte, den man natürlich ganz einfach niederzuschlagen entschlossen war. Auch die allerdings als kaum glaublich bezeichnete Eventualität, daß die sächsisch-hannoversche Division gemeinsame Sache mit Dänemark machen könnte, wurde in Betracht gezogen. „Dann“, so führt Moltke aus, „liegt die Entscheidung auf anderen Kriegstheatern und würde die Mobilmachung der gesamten Armee bedingen.“ Der von Moltke entworfene Feldzugsplan gelangte nicht zur Ausführung. Nach diesem Plan sollte das Danewerk, das Hauptbollwerk der Dänen, nicht durch unmittelbaren Ansturm in der Front genommen, es sollte, unter Festhaltung der dänischen Hauptmacht durch umschichtige Demonstrationen, in der östlichen Flanke umgangen werden, so daß dem dänischen Heere der Rückzug nach Norden und Osten verlegt wurde und dasselbe gegen Westen gedrängt werden könnte und so der unausbleiblichen Vernichtung anheim fiel. „Es sind“, schrieb damals Oberst von Blumenthal an Moltke, „wohl nur wenige Menschen im Stande, einen einfachen Gedanken ebenso einfach auszuführen.“ Der preussische Obercommandirende, Feldmarschall von Wrangel, gehörte nicht zu diesen Menschen, seine wenig geschickten Dispositionen ermöglichten es den Dänen, zu entkommen, die Preußen kamen mit ihrer Umgehung zwei Tage zu spät und fanden das Danewerk verlassen. Mit Recht hat Sybel (III, S. 238) hervorgehoben, daß mit der reinen Durchführung des Moltke'schen Planes der ganze Krieg höchst wahrscheinlich zu Ende oder die Besetzung Düppels und Alsen's, Sülzlands und Jütlands nur ein militärischer Spaziergang gewesen wäre. Dennoch hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben, um den Sturm der Düppeler Schanzen herum zu kommen. Prinz Friedrich Karl brachte den, wie es scheint, von Blumenthal angeregten Plan zur Sprache, die schwierige Belagerung der Düppel-Stellung durch eine Landung auf Alsen zu umgehen. Moltke bezeichnete diesen Gedanken in seinem Bericht an den König vom 15. März 1864 als der reiflichsten Erwägung werth. Neben diesen Plan trat der vom Prinzen-Admiral Wadbert ausgehende Vorschlag, sich der Insel Jütland zu bemächtigen. Hierbei war allerdings die Mithilfe maritimer Streitkräfte erforderlich. Reichten die wenigen preussischen Kriegsschiffe dazu aus? Konnten sie überhaupt angehts der weit überlegenen dänischen Flotte bis in die Bette gelangen? Man war kühn genug, dies anzunehmen, nur König Wilhelm äußerte lebhafteste Zweifel gegen die Beheiligung der Flotte, die ihm zu schwach für ein solches Unternehmen erschien. Moltke hat sich in zahlreichen Schriftstücken über diese Unternehmungen ausgesprochen. Zum Gelingen des Planes gehörte in erster Linie, daß er streng geheim gehalten wurde und die Vorbereitungen unbemerkt blieben, ferner aber bedurfte es, um die preussischen Kanonenboote heran zu bringen, günstigen Wetters. Beide Voraussetzungen trafen nicht zu; am 3. April gab man die Sache endgültig auf. Moltke war auch jetzt noch nicht dafür, von diesen Plänen ein für alle Mal abzusehen. So sprach er sich in zwei Briefen an den Obersten von Blumenthal am 6. April 1864 aus. Er schrieb damals: „Lassen Sie sich durch die augenblickliche Vereitelung Ihres kühnen Planes nicht niederbeugen. Es konnte besser, aber auch schlimmer kommen. Wie Philipp II. seine Armada konnten Sie Ihre Pontons nicht gegen die Elemente, sondern nur gegen den Feind ausfenden.“

Es würde zu weit führen, auf die zahlreichen Einzelheiten einzugehen, die in unserer Sammlung enthalten sind und ein helles Licht auf die militärisch-politische Situation jener Zeit werfen. Nur auf den Privatbrief v. 3. Juli 1864, der den Uebergang nach Alsen schildert, sei noch hingewiesen. Er ist ein Muster von einfacher und doch hinreichender Erzählung und sollte, wenigstens auszugswelse, in keinem deutschen Schul-Buch fehlen. Es war neulich in den Zeitungen zu lesen, daß dänische Blätter aus diesem Brief, dessen Adressat nicht genannt ist, den Vorwurf entnommen haben, Moltke habe die Besiegten gehöhnt. Das Einzige, was bei sehr weiter Interpretation vielleicht so gedeutet werden kann, ist, daß Moltke den Dänen die damals in den Herzogthümern geläufige Bezeichnung „Gannemann“ gibt und die Uebersetzung der preussischen Soldaten anspricht, daß die Dänen ihnen nicht mehr Stand halten könnten. Stellen wir daneben ein anderes Zeugniß, das Moltke den Dänen ertheilt. Am 23. April 1864 schrieb er seinem Bruder Ludwig: „Der Enthusiasmus, mit welchem dieses kleine Volk für seine Sache kämpfte, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armeen sich in der Düppelstellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung. Die Truppen haben dort unbeschreiblich ausgestanden; weit mehr noch als unsere, welche die Initiative des Angriffs hatten und bei größerer Zahl sich in den schweren Leistungen desselben abthun konnten. Aber waren die dänischen Machthaber gerechtfertigt, aus ihrer insularen Sicherheit solche Opfer zu fordern? War die Sache selbst, für welche sie gefordert wurde, gerecht?“ Konnte man edler, schonender und anerkennender von einem besiegten Feinde reden! — Wir entnehmen der vorliegenden Sammlung die Uebersetzung, daß der Krieg von 1864 nichts weniger als ein leichtes Stück Arbeit war, und daß die Art und Weise, in welcher Truppen wie Führer sich nach langer Friedenszeit hier bewährten, König Wilhelm wohl bestimmen konnten, wenn auch nicht leichten Herzens, so doch ruhigen Muthes es auf die große Entscheidung, um die es sich zwei Jahre später handelte, antommen zu lassen.

Steuern wir einer Epoche der Mystik zu?

Von Curt Grotteplh.

Es geht jetzt wieder ein anderer Zug durch die Literaturen der civilisirten Völker. Der Naturalismus war auch gar zu öde und frostig, er konnte ein paar Künstlern gefallen, die, mehr Gelehrte als Dichter, an dem bloßen Aufzählen und Referiren dessen, was sie sahen, sich genügen ließen. Befriedigt hat er wohl Niemanden, aber trotzdem machten Viele es sich zur Aufgabe, ihn als die einzig mögliche moderne Kunstströmung hinzustellen.

Freltlich, die jetzige Entwicklung der Literatur mag wohl auch die orthodoxesten Naturalisten ein wenig stuhig machen. Was hat das zu bedeuten? Da gründet in Frankreich ein Joseph Peladan einen mystischen Künstlerorden, in dessen Programm die Worte Wahrheit, Natur, Document gar nicht vorkommen. Da schreibt selbst Guy de Maupassant occultistische Geschichten, die den alten Gespensstererzählungen an Unheimlichkeit nichts nachgeben. Und Ola Hansson, der kritische Vertreter des jungen Scandinavien, flieht alle deutliche Natürllichkeit und greifbare Wahrheit der Dinge und forscht nach unbekanntem, räthselhaften Momenten der Menschenseele und des Menschenlebens. Ja, in England ist Annie Besant, die Frau, die in Gemeinschaft mit dem jüngst verstorbenen Bradlaugh am eifrigsten für Aufklärung und nüchterne Auffassung der Geschehnisse eingetreten ist, zu den Spiritisten übergegangen. Was hat das zu bedeuten?

Es gibt ängstliche Gemüther, die nun meinen, es werde eine große Periode der Mystik und des Spiritismus kommen, es werde eine große Reaction eintreten gegen alle modernen Bestrebungen, eine gegenwartsfeindliche Flucht in das Dunkel des Mittelalters und das räthselhafte Nebereich der Träume.

Aber ist es denkbar, daß Menschen, die mit einander auf meilenweite Entfernungen durch Telephon sich unterhalten, die jede beliebige Kraft in eine andere umzusetzen verstehen und durch Gegenlicht die Nacht zum Tag zu erbellen wissen, ist es denkbar, daß diese selben Menschen zu dem Aberglauben der Schwarzkunst und Alchimie zurückkehren? Wie ist also die seltsame Thatsache, daß der Mysticismus so große Fortschritte macht, zu erklären?

Man kann sagen, die Mystik ist der directe Gegensatz vom Naturalismus. Daß die Welt sich in Gegensätzen bewege und Extrem auf Extrem folge, ist oft gesagt worden. Der Satz mag oft zutreffen, aber nicht immer. Es gibt auch Entwicklungen, die senkrecht aufsteigen, z. B. Goethe's Leben. Jedoch wird eine schroffe Contrastraction immer da eintreten, wo eine gar zu einseitige, zu mangelhafte, zu unhaltbare Richtung herrscht.

Und der Naturalismus war eine solche einseitige, unhaltbare Richtung. In drei verschiedenen Beziehungen zeigte sich seine Mangelhaftigkeit, und gerade in diesen drei Punkten scheint die Mystik wirksame Abhülfe schaffen zu können.

Zunächst ging der Naturalismus allein auf die heutzutage Außenseite der Dinge, ohne sich um das Wesen derselben im Geringsten zu kümmern. Eine Zeit lang freilich war es ganz notwendig, sich einen jeden Gegenstand von Neuem anzusehen. Denn durch die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise erschien ein Mensch, eine Landschaft, eine Handlung ganz anders, als sie frühere Dichter, die Alles mit antik, klassisch oder romantisch gewöhnten Augen betrachten mußten, geschildert hatten. Dazu kam, daß gewisse Fehler beim Sehen und weiterhin beim Schildern von Dingen sich gewissermaßen von Dichter auf Dichter vererbt hatten und so conventionell geworden waren. Solche Fehler aber konnten nur dadurch beseitigt werden, daß man von Neuem jeden Gegenstand haarscharf mit allen Details beobachtete und ebenso schilderte. Diese haarscharfe Beobachtung und Detailschilderung wurde zur Hauptsache und zum Kennzeichen des Naturalismus.

Wie notwendig aber dieses Streben des Naturalismus anfangs sein mochte, so mußte es doch bald als krasse Einseitigkeit und leere Neugierlichkeit wirken, und gerade hier konnte die Mystik als schärfstes Gegenmittel mit Erfolg eingreifen.

Sodann aber war der Naturalismus im Grunde nichts Anderes als der Fivel einer Wissenschaft. Der ungeheure Aufschwung aller Disciplinen hatte es vermocht, sogar die Kunst in sein Reich zu ziehen. Auch die Dichtung war zur Wissenschaft geworden. *Puisque la médecine, qui était un art, sagt Zola in seinem „Roman expérimental“ (S. 30), devient une science, pourquoi la littérature elle-même ne deviendrait-elle pas une science, grâce à la méthode expérimentale?* Die Dichtung wurde eine Art Physiologie. Wir müssen, sagt Zola in dem angeführten Werke (S. 16), mit den Charakteren, mit den Leidenschaften, mit den menschlichen und sozialen Thatsachen operiren, wie der Chemiker und der Physiker operiren mit den anorganischen Körpern, wie der Physiologe operirt mit den organischen Körpern.

Nun ist aber die Kunst ein für allemal von der Wissenschaft streng verschieden, dadurch, daß diese uns belehrt und jene uns in Stimmungen versetzt oder, wissenschaftlicher ausgedrückt, daß diese uns Erkenntnißwerthe gibt, während jene Gefühlswerthe erzeugt.

Aus einem naturalistischen Werke kann man allerlei interessante Dinge lernen, das Innere einer Destillation, die Zustände in einer Fabrik und den Geruch in einem Pferdestalle. Indessen man wird nicht erschüttert und nicht erhoben, nicht erfreut und nicht betrübt, kurzum das Gefühl bleibt indifferent. Man empfindet ein wissenschaftliches Interesse an einem solchen Werke, aber einen künstlerischen Gefühlsgeuß hat man davon nicht. All die lodernde Begeisterung, den vibrirenden Rausch, in den uns unsere früheren Dichter versetzten, den kennen wir jetzt gar nicht mehr. Das kann uns eine Dichtung, die nichts Anderes als Wissenschaft ist, eben nicht geben. Und hier ist der zweite Punkt, wo die Mystik am sichersten Heil zu bringen scheint.

Sodann aber ist der Naturalismus eine negative Kunst. Es ist sein Streben, alte Irrthümer zu zerstören, alte Anschauungen, Gebräuche, Einrichtungen, die er für nicht mehr haltbar ansieht, zu beseitigen. Er will anfragen und kritisiren, reformiren und noch mehr revolutioniren. Aus allen naturalistischen Werken tönt es uns nihilistisch entgegen: es ist Alles faul auf der Welt, Alles werth, daß es zu Grunde geht, aller Glaube lügt, alle Ideale trügen!

Formell aber lehnt sich der Naturalismus speziell gegen das Epigonthum auf. Ähnlich wie im vorigen Jahrhundert die Stürmer und Dränger gegen das Franzosenthum sich auflehnten, wie sie durch ihre ungeschlachte, regellose Sprache und Manier den feierlichen hochtrabenden Pomp und den auf Steifen laufenden Stil Louis quatorze der Gottschebianer und zugleich die leichte, zierliche Frivolität der Wieland'schen Richtung zu zertrümmern suchten, ähnlich wie später Heine die romantische Ueberschwenglichkeit durch bitteren Spott zu vernichten suchte, in gleicher Weise beabsichtigen die Naturalisten von heutzutage, die marklose Weichlichkeit, die engherzige Zimperlichkeit, die virtuose Kunstspiterei des Epigonthums zu zerstören.

Das Zerstören aber ist etwas Trostloses, Weingstigenes und Abstoßendes. Die brutale, kalte Zerstörungssucht, die zersetzende Mörgelei vermag keine Kunst zu erzeugen, die jemals allgemein werden könnte. Aber eine solche Kunst kann auch für die Wenigen, die ihr anhangen, keine allzu große Anziehungskraft haben, sie kann auch für jene nicht von allzu langer Dauer sein. Der Mensch kann sich nicht lange an dem Zerstörungswerk erfreuen, er reißt sein Haus ja doch nur zu dem Zwecke nieder, um ein neues aufzubauen. Der Naturalismus aber reißt nur nieder, das Aufbauen ist nicht seine Art und nicht seine Aufgabe. Aber gerade das Aufbauen ist dasjenige, wonach man sich jetzt zu sehnen beginnt. Und man schaut sich um nach einer Macht, die diese Sehnsucht stillen, die diese Aufgabe erfüllen kann, deren Amt es ist, ein großes, schönes Gebäude aufzuführen, hoffnungsvolle Keime aufgehen zu lassen.

Und in dieser Sehnsucht, in diesem glühenden Träumen von neuen schönen Zielen und Werthen stürzt man sich auf die Mystik. Vielleicht ist sie die Retterin aus der Noth?

Und in der That, keine Geistesrichtung ist wohl so geeignet, die gewaltigen Mängel des Naturalismus so radical zu beseitigen wie die Mystik. Inbessien ich glaube, sie beseitigt jene Mängel genau so wie die Amputation eines Armes den Rheumatismus beseitigt, an dem jener leidet, genau so wie der Blitz, der einen Baum zerschmettert, denselben von allen den schädlichen Insekten befreit, die seine Rinde zernagen. Das will sagen, die Mystik ist ebenso einseitig wie der Naturalismus, sie ist nur das andere Extrem.

Was zunächst den ersten Mangel des Naturalismus betrifft, seine Neugierlichkeit und pedantische Deutlichkeit, so bildet die Mystik den directen Gegensatz dazu. Hier ist Alles innerlich, dunkel, geheimnißvoll, hier gibt es keine festen, sicheren Grenzen, an die man sich halten, keine deutlichen Farben, die man sehen kann, hier gibt es kein Wort, das einen klaren Begriff umschließt, hier ist Alles verschwommen, unsichtbar, Ahnung, hier gibt es kein liches Wissen, hier herrscht ein dunkles, vages Glauben.

Es ist nicht denkbar, daß eine Herrschaft lichtschauer Verschwiegenheit lange anhalten wird. Die Menschheit ist gerade vermöge immer größerer Ausbildung ihrer Vernunft auf die hohe Entwicklungsstufe gelangt, auf der sie jetzt steht, und es wird ihr niemals einfallen, lange auf die Vortheile klarer, vernunftgemäßer Wissenschaft Verzicht zu leisten. Sie wird zwischen Mystik und Naturalismus einen Ausgleich zu treffen wissen, sie wird sich eine Kunst schaffen, deren Klarheit frei von Neugierlichkeit und Pedanterie, und deren innere Tiefe frei von verschwommener Geheimnißräumerie ist.

Wenn ferner der Naturalismus aus der Kunst eine trockene Wissenschaft machte, so wird im Gegensatz dazu ein jeder in den mystischen Werken der Maeterlinck, Gypsmans, in den mystischen Gemälden der Puvis de Chavanne, Klinger, Stuck

und so weiter eine intensive Kunst erblicken. Denn während der Naturalismus nur Erkenntnis und Kenntnisse vermittelte, können mystische Kunstströmungen wie z. B. die romantische der Schicksalstragödien oder die jetzige, sehr stark auf das Gefühl wirken. Trotzdem wird man bald erkennen, daß diese mystische Kunst krank, senil, nervös ist und daß sie in Folge dessen im höchsten Grade schädlich ist. Denn am Ende kommt es nicht darauf an, daß die Kunst Gefühlswerte gibt, sondern was für Gefühle sie erregt. Und wenn die Gefühle, die eine Kunst anschlügt, krankhafte, schädliche sind, so wird sich die Menschheit bald von einer solchen Kunst abwenden. Wie sehr aber eine Kunst der Mystik entbehren kann, das sehen wir an Shakespeares und den Meisterwerken Goethes und Schillers zur Genüge.

Der Naturalismus ist sodann seiner ganzen Tendenz nach negativ, kritisch und zerstörend. Ganz im Gegensatz dazu liegt in aller Mystik etwas Anerkennendes, Hingebendes, Hoffnungsvolles. Es liegt darin ein froher Glaube, und jeder Gläubige vergißt alle Kritik, alles Nörgeln, jeder Glaube hat an sich etwas Positives und Stabiles, etwas Berauschendes und Hinreißendes. Es ist daher wohl begreiflich, wie die Zeit von dem kalten bilderstürmenden Naturalismus zu dem warmen, gemüthvollen Mystizismus umschlagen kann. Doch wie sollen wir dieses vereinen mit den Fortschritten unserer Wissenschaft? Wir gerathen hier in ein schwieriges Dilemma, bei dem entweder unsere ganze moderne Kultur oder unsere ganze Gefühlswelt zu Grunde gehen muß.

Indessen auch hier ist man von einem Extrem in das andere gefallen. Ungewidert von der kalten Fortbrüngenstucht des Naturalismus, sagte man plötzlich allen Errungenschaften unserer Zeit Lebewohl und klammerte sich blindlings an die verstandesberauschende, herzbezügliche Mystik. An einen Mittelweg dachte man auch hier nicht, oder man vermochte ihn nicht zu finden. Der Naturalismus hatte Alles, woran man früher gegangen, in Stücke geschlagen, und etwas Neues hatte er nicht geschaffen. In dem zehrenden Bedürfnis etwas zu haben, wandte man sich an das Kräfteste, Unbestimmteste, Unfassbarste, um Verstand und Sinne im tollsten Gefühlstaukel zu betäuben.

Das aber ist die gefährlichste Seite der Mystik, und hier liegen die Ursachen ihrer unheimlichen Macht für die Gegenwart. Der Mensch will etwas haben, für das er sich begeistern und nach dem er streben kann. Wer bietet ihm aber dieses Neue, wer baut ihm ein neues wohlthätiges Haus?

So viel aber ist klar, daß alle Herrschaft der Mystik sofort gebrochen ist, wenn es gelingt, aus der Gegenwart heraus, aus den Kultur- und Wissensmomenten unserer Zeit, eine neue positive Geistesrichtung zu erzeugen. Und man kann wohl überzeugt sein, daß diese sich nach und nach bilden wird. Auch wir werden unsere festen Ziele, unsere eigenartigen Kunstschönheiten, unsere Begeisterung und Erhebung haben, wie sie die vorhergehenden Epochen in ihrer Weise gehabt haben. Schon beginnt ein Streben, diese Reime zu suchen, schon müht sich mancher, die Ideale unserer Zeit zu finden. Hier und da leuchtet verheißungsvoll aus manchem neueren Werke ein sonniger Strahl der Hoffnung. Oder ist es verfrüht zu hoffen? Wer weiß, vielleicht täuschen wir uns Alle. Aber ist das nicht seltsam: ringsum liegt die ganze Welt in Trauer über den Verfall ihrer alten Größen, ringsum herrscht Vernichtung und Pessimismus — ist es da nicht gerade ein hoffnunggebendes Zeichen, Hoffnung zu haben?

Deuileton.

Nachdruck verboten.

Eine Schulrevision.

Mein Beruf als Schulinstructor führte mich nach Steblau. Ich hielt es für angemessen, dem Gutsherrn, mit dem ich von früher her etwas

bekannt war, meinen Besuch zu machen. Er empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit und lud mich sogleich zum Frühstück ein. Sein Rothwein, der Cablar, die Nebühner-Pastete, alles war vorzüglich. Es stellte sich mir ein behagliches Empfinden ein: so muß es sein, so muß es bleiben! Ich süßte mich durch und durch conservativ.

Die Unterhaltung lenkte sich natürlich sehr bald auf die Schule.

„Das hiesige Schulgebäude“, sagte ich, „scheint, so viel ich im Vorüberfahren sehen konnte, etwas mangelhaft zu sein.“

„Neh,“ sagte der Gutsherr zögernd, „es reicht schon aus. Ja freilich,“ fuhr er nach kurzem Bedenken fort, „es ist eigentlich ein elendes Loch; aber glauben Sie wohl, daß ich die Bauern dazu bringen kann, etwas in der Sache zu thun? Was habe ich um das Gebäude schon für Verrger gehabt!“

„Und das Dominium hat keine Verpflichtung?“ fragte ich.

„O, Gott bewahre,“ fiel mir der Herr eifrig in das Wort. „Die Bauern, ja die Bauern, die berufen sich immerfort auf Gesehe. Aber, wie ihre Kinder untergebracht sind, das ist doch zunächst Sache der Bauern. Und ehe sie das nicht einsehen, gebe ich keinen Pfennig her, Was liegt nicht alles auf mir! Der Gutsherr möchte immer für Alles einstehen. Und was werden jetzt für Neuerungen aufgestellt mit Unterrichtsmitteln und dergleichen. Was soll den Bauernjungen die Naturgeschichte, die Geographie und andere Dinge. Gebt den Kindern Religion, Alles Andere ist überflüssig.“

„Nun allerdings,“ wandte ich ein, „macht die fortgeschrittene Kultur auch an die Schule erhöhte Ansprüche.“

„Ach die Kultur!“ rief der Herr. „Die Bauernjungen laufen in die Stadt und gehen in die Fabriken und die Landwirthschaft und das Handwerk gehen zu Grunde. Eins thut Noth! Das religiöse Leben muß wieder erweckt werden. Dazu ist die Schule da!“

„Das ist,“ sagte ich, „gewiß eine weit und tief greifende Aufgabe, an der Schule und Haus, an der Jedermann mitzuarbeiten berufen ist. Ob man indessen dabei die Leistungsfähigkeit der Schule nicht überschätzt?“

„O,“ rief der Gutsherr, „die Grundlage macht Alles. Die Kultur macht keine Ansprüche; die von der Kultur bedachten Menschen machen Ansprüche. Sie suchen ihr Glück nicht mehr in der Erhebung zu Gott sondern im Versinken in die Genüsse dieser Welt. Darum haltet die Kunde von der Welt von den Kindern ab und süßt ihnen Religion ein.“ Ich sah wohl, der Conservatismus hatte hier einen Festgrund.

Ich ging nun zur Schule. Der Lehrer war ein recht dürrer Mann. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Trockenheit und Starrheit. Er erinnerte mich an die Exemplare eines Herbariums. Er richtete an die Schüler festgeformte Fragen, denen man den Anschluß an das Buch deutlich anhörte. Die Kinder gaben eben so fest geformte Antworten und nur selten kam es vor, daß eine Antwort erfolgte, ehe die Frage gestellt war. Bibelsprüche und Niederverse sagten sie her mit der Sicherheit und Kraft eines Ausrufers. Der eigenthümliche Rhythmus, in welchem die Kinder sprachen, hatte etwas sanft Bewältigendes. . . Ich hörte Worte, ich hörte Rhythmen, ich blickte träumerisch auf den Lehrer hin. . . Sein dürriges Köpfchen erschien mir mehr und mehr wie ein Priestergewand.

Da trat ein Mann an ihn heran und fragte: „Was soll ich thun, um das ewige Leben zu gewinnen?“

Mit einem Blitze voll strahlender Hölle sprach der Priester: „Verkaufe Alles was Du hast und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben.“

Und alsobald entledigte sich der Mann seines Modes und gab ihn einem der Armen und vertheilte den Inhalt seines Gebührens an die heranrückenden Armen. Viele Andere aber folgten seinem Beispiele und umschlangen sich als Brüder und schlossen sich zusammen als eine Gemeinde einer neuen Kirche.

Da umringten aber den Priester andere drohende Priestergestalten und Kriegshauptleute und riefen: „Du verbreitest Irrglauben, du verbreitest Kezerei. Kehre zurück von deinen Irrwegen, schwöre ab deine Kezerei oder dein Leben endet auf jenem Scheiterhaufen.“ Der Priester aber erhob seine Hände; auf seinem Antlitze glänzte ein Licht, vor welchem die Flammen des Scheiterhaufens wie bunter Qualm erschienen.